



Nr. 16.

Posen, den 17. April.

1892.

## Gentilomo.

Humoreske von Gustav Schneider.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Und so mußte man denn mit Herrn Vily schon rechnen und zu den großen Mitteln seine Zuflucht nehmen, die eben darin bestanden, daß sich der Koch verpflichtete, ihm einen Teller Calalou, ein Gemüse, wie man es im Geburtslande Vily's in St. Domingo kocht, zu bereiten, während der Kammerdiener, sobald Vily den Brief übergeben, ihm einen Topf Goyaves, eine ebenfalls indische Leckerei, versprach, die der Betreffende unendlich gern aß, da sie den ganzen Parfüm der fernen Heimath in sich trug. Solcher Versuchung gegenüber mußte der Sohn des Südens schließlich erliegen. Er ging auf den Handel ein, und übernahm es, dem Herrn, der in diesem Augenblick im kleinen Salon ahnungslos seinen Kaffee trank, das verdrießliche Papier zu überbringen.

Man legt den Brief auf die silberne Platte; Vily nimmt dieselbe und schreitet entschlossen in den Saal, woselbst er sie, ohne ein Wort zu sagen, dem Baron von Weitem präsentiert.

Herr Lefevre blickt auf den Brief; die Schrift, obgleich ihm unbekannt, verräth in ihrer Feinheit die weibliche Hand. Er zieht die Augenbrauen hoch, nimmt ihn und blickt Vily ernst an. Dieser aber weicht zwei Schritte zurück, wonach er auf ein Zeichen des Herrn blitzschnell wieder verschwindet.

Der Sturm war glücklich über seinem Haupte dahingezogen und das Kind Domingos hatte eine Schüssel Calalou, sowie einen Topf Goyaves dabei gewonnen.

Was nun Herr von Lefevre anbetrifft, so entiegelte er den verdächtigen Brief. Er erkennt in der Unterschrift verwundert den Namen der Fremden und überliest mit nicht geringem Staunen die wenigen Zeilen hohen Stils.

Nachdem solches geschehen, trinkt er den vor ihm stehenden Kaffee in einem Zuge aus, worauf er sich, in den Lehnstuhl zurückwerfend, etwa folgendem Selbstgespräche überläßt:

„Was, zum Teufel, auch konnte mich nur bestimmen, mich diesen Frauenzimmern, die sich bei mir eingenistet, großmüthig gegenüber zu beweisen? — Ist doch das menschliche Herz gar argen Irrungen ausgesetzt, . . . die Frauen, obgleich Märrinnen, verlieren niemals den Kopf . . . Ist mir das Eine! — Glaubt sich jetzt im schönsten Recht, mich von Oben behandeln, sowie Reparaturen und Verschönerungen aller Art, für die von ihr usurpirte Wohnung verlangen zu dürfen, deren freier Besitz ihr auf fünf Jahre durch . . . „Freundeshand“ gesichert . . . Es ist klar, sie glaubt sich irgend einer vermögenden Dame vom Stande dafür verpflichtet . . . Urtoll! . . . Ist unglücklich . . . und bildet sich noch ein, vormalige Freunde würden sich ihrer erinnern und kämen ihr offenen Armes entgegen. . . .

Genug! . . . Hab mal 'ne Dummheit begangen, muß auch wie billig jetzt die Folgen tragen.“

Der Baron klingelt und der Kammerdiener tritt nicht ohne Bangen ein. Herr Lefevre nimmt den Brief und giebt ihm denselben.

„Dominique, bringe dieses Papier meinem Architekten und sage ihm, daß er sich mit dem Maurer, dem Tischler, Schlosser, Maler, Tapezierer und wer die Leute alle sind, verständige, um den an mich gestellten Forderungen und aufgedruckten Verpflichtungen sofort Rechnung zu tragen. — Geh jetzt! . . . Will von der Sache Nichts mehr hören.“

Hierauf nimmt der Baron Stock und Hut und geht in den Garten des Palais Royal, um die schönen Savarosen, deren Entwicklung er seit mehreren Tagen aufmerksam verfolgte, zu bewundern.

Selten aber kommt, wie schon das Sprichwort sagt, ein Verdruß oder ein Unglück allein, und so konnte auch dieser Tag im Leben des Herrn Lefevre unter die jours néfastes zählen.

Wär's in Rom zur Zeit des Augustus gewesen, er hätte das Datum auf dem schwarzen Marmor- oder Ebenholztisch gewiß mit weißer Kreide vermerkt. Besser noch würde er vielleicht gethan haben, sich sofort auf's Forum zu begeben, um im Tempel der Fortuna drei Böcke und eine weiße Färsen zu opfern.

Herr von Lefevre jedoch zog es vor, sich einfach in den Mantel der Philosophie zu hüllen und die Dinge abzuwarten, die da kommen sollen.

Raum war er einige Minuten in stummer Bewunderung vor einem hohen Savastock, auf dem sich die erste geöffnete Rose wiegte, stehen geblieben, als einer seiner Bekannten sich ihm näherte und ihm leise auf die Schulter klopfte. Ueble Nachrichten kommen gewöhnlich so, auch geben sich die besten Freunde meist die möglichste Mühe, sie uns zuerst zu überbringen.

Der Herr nun, welcher sich also dem Baron genähert, war der Marquis de Foyer und es verdient erwähnt zu werden, wie er selbst in der betreffenden Angelegenheit in sofern mit interessirt war, als er ein hübsches Haus in der Rue de Valois besaß, welches auf den Garten hinaus sah.

Es war aber zur Zeit, als der Herzog von Orleans gestorben; sein Sohn, der Herzog von Chârtres ging, wie man wußte, mit der Idee um, den prächtigen Park in den heutigen Tags weltbekannten Bazar umzuwandeln.

Niemand hatte bisher die Verwirklichung dieses Projektes für möglich gehalten, als aber der Herzog von Chârtres zum

Herzog von Orleans geworden, da änderte sich die Lage und die Sache wurde wirklich im Verein mit einer Compagnie von Architekten und Finanzleuten in Angriff genommen. Hierüber war der Herr Marquis de Boyer, wie auch die übrigen Eigentümer der angrenzenden Grundstücke, sehr aufgebracht, denn anstatt der etwa 15 Fuß hohen Mauer sollte jenes ungeheure Gebäude-Viereck von vier Etagen vor ihren Fenstern errichtet werden. Adieu! Natur und Sonnenschein.

Adieu! Licht, Luft und Raum. — —

Herr de Boyer erzählte dem Baron die ganze Sachlage in wenigen Worten. Faßt sich der Aufgebrachte doch gewöhnlich kurz. Herr von Lefevre aber gelang es, sich geradezu lakonisch auszudrücken.

Er blieb stehen, blickte dem Nachbar eine Weile in's Gesicht, und sagte, indem er mit der Hand auf den Palast des Herzogs zeigte, einfach das bedeutsame Wort: „Ce coquin!“ —

Als hierauf der Nachbar den Plan der durch jenes Unternehmen Geschädigten, die einen Prozeß anhängig machten, auseinandersetzte, hörte er ihn, während sie mit einander in der Linden-Allee auf und ab gingen, ruhig und ohne ein Wort zu erwidern, an.

„Aber“, fährt der Herr de Boyer endlich fort, „lieber Baron, Sie sind doch gleichfalls bei der Sache interessirt. Wir werden Protest erheben, im Châtelet und wenn es sein muß im Parlament plaïdiren, . . . und können doch auf Sie rechnen?“

Herr von Lefevre zieht schweigend seine Uhr und blickt unverwandt wie die Sonne auf den Minutenzeiger.

„Zum Kuckuck, Baron, was machen Sie nur?“ fragt ungeduldig der Marquis.

„Was ich mache?“ erwidert ruhig der Baron, „ich merke mir genau die Stunde, in der man mir 'ne Dummheit zu begehen rãth. . .“

„Wie? Was? Sie wollten nicht klagen?“

„Marquis! Wie viele Prozesse haben Sie schon geführt?“

„Ich denke, sieben.“

„Und wie viele haben Sie davon verloren?“

„Einen.“

„Sie irren . . . Sie haben Einen gewonnen, und dieser Eine hätte Ihnen lehren sollen, sich nie mit Prokuratoren und Gerichtsleuten einzulassen. — Marquis! . . . leben Sie wohl!“

Und hiermit dreht der Baron sich um und verläßt den Garten, während der Herr von Boyer ihm verwundert nachblickt und wohl noch eine Weile über die unerwartete Antwort nachdenken mochte.

Der Zweck des Herzogs von Orleans war damals bei dem erwähnten Bau nun kein anderer als der, seine Revenue zu vergrößern. Hat sich doch auch, wie bekannt, bis heute noch ein vorwiegend geschäftlich und spekulativer Geist in dieser Familie gern erhalten. — Wenn sich aber auch ohne Law und Consorten hierdurch nun wohl ein dauernd sehr bedeutendes Einkommen unzweifelhaft erzielen ließ, so lag doch gleichzeitig auf der Hand, wie die benachbarten Grundstücke dadurch eine wesentliche Einbuße erlitten. Die öffentliche Meinung ließ sich daher etwas bitter über das ganze Unternehmen aus, wobei mit Recht betont wurde, wie unziemlich es vor Allem für einen Fürsten sei, durch offenkundigen Schaden der Nachbarn sein Vermögen zu mehren.

Der Lärm wurde lauter und lauter und mehrere der Nachbarn hatten längere und lebhaftere Unterredungen mit dem Prinzen.

„Ihr habt gut reden“, entgegnete dieser, „Eure Interessen sind nicht die Meinen, kann Euch jedoch versichern, daß ich von meinem Plan nicht abstehe und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich Geld brauche, dem gegenüber alle Argumente verstummen.“

„Monseigneur!“ erwiderte hierauf der Marquis de Boyer eifrig, „wenn Sie Geld brauchen, so ist dies Ihre Sache. Wir haben Geld . . . jedoch um unsere Rechte zu verteidigen.“

Der Prozeß begann, wurde aber wie leicht begreiflich nach Langem zu Gunsten des Herzogs entschieden, der, sobald man ihn auf die Verdrießlichkeiten aufmerksam machte, die ihm aus seiner Unpopularität entstehen dürften, einfach erwiderte:

„Scheer mich den Teufel um Eure ganze öffentliche Meinung.“ —

Was nun den Baron anbetrifft, so begegnen wir ihm zwei Monat später ganz in Gala im Salon des Palais-Royal, den Augenblick erwartend, um bei der Herzogin von Orleans, bei der er Audienz erbeten, vorgelassen zu werden. Herr von Lefevre verehrte nämlich in der Herzogin, die, nebenbei bemerkt, damals in der Blüthe der Jahre stand und nicht nur schön, sondern auch sehr lebenswürdig war, die Tochter des Hauses Bourbon-Penthievre, auch kam er keineswegs als Bittsteller, sondern nur um der verehrten Fürstin durch einen Abschiedsbesuch seine Hochachtung zu erweisen.

Er wurde in den blauen Salon eingeführt und von der Fürstin mit größter Freundlichkeit empfangen.

„Ist es denn möglich, Herr Baron“, fragte die Herzogin, „daß Sie Paris für immer verlassen wollen?“

„Madame“, lautete die Erwiderung, „wohin ich auch gehe, Ihr Andenken wird mich überall hin begleiten; auch werde ich mich Ihrer Güte, wie der Ihres seligen Herrn Vaters und Schwiegervaters nur stets auf's freudigste erinnern.“

„Man sagt mir aber doch, daß Sie auf meinen Gemahl recht aufgebracht.“

„Bin ich doch der Einzige, der „nicht“ gegen ihn klagt.“

„Und ich versichere Sie, Herr Baron, daß man ihn verleumdete, denn so man der Sache auf den Grund ginge, würde man erkennen, wie es ihm unmöglich, anders zu handeln. Er durfte das Unternehmen nicht von der Hand weisen.“

„Madame!“ entgegnete hierauf Herr de Lefevre, „ich zweifle keineswegs am Erfolg, was mich im Interesse Ihrer Familie auch sehr freut.“

„Merci, Monsieur, merci! Mais de grãce, cesser de détester mon mari.“

„Madame, je ne déteste personne, was aber nicht behindert, daß ich es von Herzen beklage, wenn man die Achtung für Familientradition aus dem Auge verliert. Und so ich z. B. die Ehre hätte, der Erbe des Herzogs Louis d'Orleans zu sein, so würde ich um keinen Preis zugeben, daß man nur einen Stein oder einen Baum dieses königlichen Wohnzuges verändere. Ich würde mich im Gegentheil stets erinnern, daß dieser Palast der Königin Anna von Oesterreich, wie auch Ludwig XIV. während seiner Kindheit zur Wohnung diente, vor allem aber wie er das Haus meines Vaters und . . . Verzeihung, ich würde mich schämen, ihn des „feilen Nutzens“ wegen in einen Bazar verwandeln zu lassen.“

„Ich begreife und verstehe Ihren Schmerz, Herr Baron“, erwidert die Herzogin mit Güte, „Sie lieben die Bäume, die freie Aussicht und die Sonne, die Ihnen der Neubau entzieht; aber“, setzt sie dann lächelnd hinzu, „sollten wir Sie denn nicht entschädigen können? — Besuchen Sie uns doch, oder wohnen Sie vielmehr während des Sommers bei uns in Mousseaux, Billiers, Cotterets oder wo Sie nur immer wollen. Sie dürfen der freundlichsten Aufnahme versichert sein, und werden Sonne, Bäume und frische Luft die Fülle haben.“

„Madame“, entgegnet hierauf der Baron sichtlich gerührt, „vous me comblez, nur vergessen fürstliche Gnaden, wie die Sonne, die mir durch die Fenster meines Hauses scheint, die Frische, welche mir im Sommer Ihre Bäume spendeten und wie der herrliche Blick, den mir Ihr Garten gewährte, doch etwas anderes gleichsam Eigenes war. Theilte meine bescheidene Wohnung doch alle Annehmlichkeiten der Ihrigen, und ich erfreute mich derselben mit wahrem Stolz. Habe mehr als zwanzig Jahre glücklich drin gelebt und meine Erinnerungen gepflegt. Nun aber wird das Alles anders, denn in wenigen Tagen beginnt man einen kolossalen Massenbau aufzuführen, wodurch ich gleichsam gefängnißartig eingebannt. Anstatt wenige Schritte vom Hause im Schatten der bekannten Bäume zu lustwandeln, werde ich gezwungen sein, mich vor den Kaufläden in Mitten einer tumultuösen „geschäftsgierigen“ Menge zu bewegen. O meine gnädigste Fürstin, glauben Sie nicht etwa, daß ich die Werthverminderung meines Grundstückes beklage, — für mich hat das Geld einen bescheidenen Werth, — was ich hingegen sehr beklage, ist sehen zu müssen, wie aller Zauber, den zu genießen ich gewohnt, so völlig entflieht und somit hat der Herzog, indem er mir die Aussicht verbaut, mir auch gleichsam die kommende Zeit verleidet.“ — — —

Der also ausgesprochene naive Schmerz des alten Edelmannes schien die Herzogin tief zu rühren, so daß sie nicht zu antworten vermochte, sondern ihm nur stumm die Hand reichte, die er ergriff, um sie bewegt an seine Lippen zu führen.

Dies war sein Abschiedsbesuch. Einige Tage drauf kam ein Heer von Arbeitern, um die uralten Bäume des Gartens zu fällen, worauf die völlige Demolirung vor sich ging. Herr de Lefevre aber hatte dem vorgesehen, Koffer und Reiseeffekten waren schon auf dem Wege nach Bordeaux, während er selbst noch einmal nach Versailles fuhr, um sich beim Könige ebenfalls zu verabschieden.

Bei seiner Zurückkunft von dort traf er den braven Dominique in nicht geringer Erregung.

„Herr Baron“, — sagt der alte Diener, „der Reisewagen ist gepackt und der Postillon zu Pferde. Der gnädige Herr aber wird im letzten Augenblick seines Hierseins nicht verweigern, die Damen, welche dem Herrn Baron ihren aufrichtigen Dank abstatten und Lebewohl sagen möchten, zu empfangen und vergönnen . . .“

„Ach, meine Miether“, unterbricht der Baron, „nun, die dürfen ruhig sein. Selbstverständlich werden sie ihre Wohnung auch nach dem Verkauf . . . denn das Haus wird verkauft . . . Dominique, man wird mein altes Haus verkaufen . . .“

In diesem Augenblick öffnet sich die Thür und die zwei Damen treten ein, von denen sich die Jüngste dem Herrn Baron, der sich gerade in seinem Sessel niedergelassen, zu Füßen wirft.

„A mon Dieu, que faites vous?“ — schreit der alte Herr, indem er schnell aufspringt.

„Mein Herr“, entgegnete Claire mit bewegter Stimme, denn sie war es, — „seit diesem Morgen erst wissen wir Alles“ . . . sie konnte nicht vollenden.

Gerührt hatte der Baron das schöne Kind aufgehoben. Frau von Vincy, die ihre reservirte Haltung zu bewahren suchte, verrieth durch ihre Mienen dennoch tiefe Rührung und lebhaften Dank.

„Meine Damen“, sagt Herr von Lefevre, der seiner Gewohnheit nach jede ungewöhnliche Erregung durch Ungestüm zu decken suchte, — „meine schönsten Damen, bedaure unendlich, daß Sie fortan nicht mehr die Aussicht in den Garten genießen, doch müssen Sie darum mit dem Herzog von Orleans rechten! Was mich betrifft, so habe ich die Interessen meiner Miether gleichzeits in Betracht gezogen. Mein Notar wird Ihnen mittheilen, wie ich den Miethzins herabgesetzt, dagegen aber den Kontrakt um fünf Jahre verlängert habe. Er wird Ihnen eine Quittung für zehn Jahr überreichen. Das Haus wird

verkauft, da Sie aber im Voraus bezahlt, so ist die Clausel eingeschoben, daß Sie Ihre Wohnung bis zum Ende des Kontraktes ruhig behalten. Was nun fernerhin Reparaturen anbetrifft, so wollen Sie mich freundlichst . . .“

„O Herr Baron!“ ruft Frau de Vincy.

„Schon gut!“ entgegnet besänftigend lächelnd der alte Herr. „Schon gut! Scheiden wir als Freunde! — Leben Sie wohl, meine besten Damen! — Da man mir in der Heimath Licht, Luft und Natur versagt, so bin ich gezwungen, solche anderswo zu suchen und über den Ocean zu meinem Bruder nach Domingo zu gehen.“

„Doch“, — setzte er dann zur Mutter gewendet hinzu, — „Madame, lieben und pflegen Sie, bitte, dieses schöne Kind, das ich jetzt zum zweiten Mal in meinem Leben sehe, und deren ganzer Seelenadel sich in ihren Augen spiegelt. Als ich sie zum ersten Mal am Fenster sah, konnte ich, trotz meiner Enttäuschung, nicht umhin, sie sehr schön zu finden. — Jetzt aber Lebewohl, meine schönsten Damen, und nochmals Verzeihung, daß ich Ihnen nicht die Aussicht in den Garten bewahren konnte.“

Die Damen, welche vor Rührung keine Worte fanden, reichten dem Baron stumm ihre Hand, die dieser, nachdem er mit seinen Einwohnern jezo versöhnt, ehrerbietigst küßte.

Mit Thränen in den Augen sahen Mutter und Tochter ihn in den Postwagen steigen und von ihren Segenswünschen begleitet, verließ Baron de Lefevre mit Dominique und Lily die Hauptstadt, um sich drei Wochen später in Bordeaux auf einem schönen Vollschiße nach den Antillen einzuschiffen.

Nach einer glücklichen Ueberfahrt kam er wohlbehalten in Cap français auf Domingo an, wo ihn sein Bruder Anton empfing und wo er schließlich einige Jahre darnach gestorben und ruhig zur besseren Heimath eingegangen ist.

Was noch die Damen anbetrifft, so wurde Fräulein de Vincy später die glückliche Gattin des jungen Notars.

Das Gebäude selbst aber ist dem Zahn der Zeit noch keineswegs erlegen, es steht vielmehr ganz unverfehrt und rüstig da. In den unteren Räumen ist das zu Anfang bezeichnete, Abends so glänzend erhellte Café-Restaurant, während die oberen Stockwerke, wie fraglos, gleichfalls hübsche Miethen tragen.

Und somit schließe ich denn diese kleine Skizze, es dem Urtheil der freundlichen Leser belassend, zu erkennen, wie selbst Sonderlinge der vergangenen Zeit noch ihre guten Seiten hatten und oft gar Herzensgüte zeigten, wie solche heutigen Tags schon selten, im Allgemeinen aber für „Roccoco“ gilt.

## Der Osterkuß.

Römische Erzählung von Heinrich Lee.

(Nachdruck verboten.)

„Mein Gott!“ schrie sie auf.

Er aber streckte ihr beide Hände entgegen und rief: „Anna, Anna!“

Draußen durch's Fenster strahlte die goldene Ostersonne Nos herein. Weiß schimmerten da unten die Steine der Piazza Barberini. Rauschend schoß der Springbrunnen mit dem muschelblasenden Triton die weißen Wasser zum blauen Himmel empor und träge Stille lastete auf dem mittäglichen Pflaster.

Endlich sagte sie sich.

„Wie sind Sie hier hereingekommen?“ fragte sie.

„Da, durch die Thür. Erst wollte ich Ihnen meine Karte schicken. Sie aber, so überlegte ich mir, Sie hätten mich nicht vorgelassen. Daß Sie zu Hause waren, das sagte mir der Portier. Ich also hinauf . . . die Thür halbgeöffnet, wahrscheinlich um die Zugluft ein Bißchen streichen zu lassen, wovon man sich in Deutschland bekanntlich sonst den Schnupfen holt . . . Sie, ohne mich zu merken, da am Fenster . . . ich einen Freuden-schrei, ja, einen Freuden-schrei . . . nun und da bin ich und wenn Sie wollen, so sint' ich hier zu Ihren Füßen nieder und sag' mir immerfort das eine liebe, süße Wort: „Ach Anna, Anna!“

Hilflos schlug sie die Hände zusammen und fühlte sich die Schläfe. War denn das möglich? Er! hier in diesem ihrem Zimmer. Wie ein Einbrecher — als wenn nichts geschehen wär'. Und Alles so plötzlich und in einem wildfremden Land . . .

„Woher haben Sie erfahren, daß ich hier bin?“

„Woher, da sehen Sie die Fügung des Schicksals. Gestern, am Charfreitag, in der Peterskirche . . . Nachmittags beim Miserere. Ich bin jetzt nämlich hier beim deutschen Institut. Oho, ich bin jetzt Standesperson. So ist's mir auch gelungen, eine Eintrittskarte zu erwischen. Man hat soviel von diesem Miserere und diesen Tenebrae ja schon gehört. Schaurig und feierlich, ganz wie in einer anderen Welt. Und ringsherum die schwarze Finsterniß. Schwarz auch die Menschen, die Männer im Frack, die Damen in Trauervoillette. Nur die zwölf Kerzenflammen mit ihrem düstern, einsamen Schein, bis auch diese verlöschen, eine nach der anderen, und nur noch eine einzige übrig bleibt, wie ein Stern in der ganzen, in Nacht versunkenen Welt — und über dem Allen die tiefe Stille, das Schweigen des Todes. Ich stand im rechten Seitenschiff am Grabmal Gregors, wo sonst drüben vom Altar die Madonna del Soccorso mit ihren starren Augen zu dem Sünder herab-

blickt. Da weicht die Nacht. Ich aber stehe noch immer beim todtten Gregor, denn ich bin wie gebannt. Und siehe, da gleitet vor mir eine Gestalt, eine Frau. Das Antlitz und die zarten Glieder in das Trauerschwarz gehüllt. Mir rieselt's durch's ganze Gebein. Ich kenne diese Gestalt, zart und schlank und biegsam und doch so voll Kraft wie eine Göttin. Nur Eine ist das, nur Eine . . . und ich folgte ihr und draußen vor den Säulen, da hebt sie den Schleier vom Antlitz und sie ist's. Erst will ich auf sie zu, am liebsten drückt' ich sie mit einem Jubelruf an meine Brust, dann aber fällt mir ein, das thut man ja nicht auf der Straße, selbst nicht in Rom. Ich folg' ihr also weiter, sie nimmt einen Wagen, sie hat eine Begleiterin, eine ältere Dame, vermuthlich die Gesellschafterin, und sie steigt ein. Ich ebenfalls in einen Wagen. Jetzt erst frag' ich mich, was hat sie hergeführt, hierher nach Rom. Wahrscheinlich, sag' ich mir, der Frühling, der römische Frühling. Ihr Wagen hält. Auf der Piazza Barberini vor einem Hotel. Nein! Ueberlegung, mein Junge! Die Zeit der Tollheit ist vorüber, Du bist nun ein gesetzter Mann geworden, würdig und wahr . . . die Leute nennen Dich den Stolz der Wissenschaft. Ueberlege Dir, was Du ihr sagen willst! Ich hab' mir's überlegt, jetzt weiß ich, was ich Ihnen sagen will, und wissen Sie wohl, Anna, was?"

„Nun, was?“

„Daß Sie mein Weib sein sollen, daß wir uns heirathen!“

Mit sprühenden Augen sah sie ihn an.

„Das wagen Sie mir zu sagen? Das?“

Sie sah nun noch viel reizender aus.

„Ja, ja und ja! Das wage ich Ihnen zu sagen. Nicht diesen bösen Blick! Bevor man jemand verurtheilt, kommt da die Anklage nicht erst? Und kenn' ich diese Anklage nicht? Als hätt' ich wohl in diesen letzten zwanzig Stunden, seit gestern, diesem Augenblick, an etwas Anderes gedacht! Aber trotzdem, trotzdem, Anna! Ich hab' Sie doch immer geliebt. Soll ich Ihnen sagen, was mir den Muth gegeben hat, so heute vor Sie hinzutreten. Weil ich ein Fatalist bin. Dies Ostern hat für uns Beide Bedeutung. Stets ist es ein Ostern gewesen, das uns zusammengeführt hat und dann wieder getrennt, bis es uns diesmal nicht mehr trennen soll. Nein, wahrhaftig nicht. Und sonderbar, höchst sonderbar, was das doch für ein Zufall ist. Nur halten Sie's für keinen schlechten Witz. Ich habe nämlich ein dickes Buch geschrieben, von alten Volksgebräuchen; darin stehen auch die Osterbräuche. Denken Sie sich nun bloß, wie ein jeder dieser Osterbräuche zu unserm eigenen erlebten Ostern paßt? Darf ich Ihnen das erklären? Anna! Das ist ja doch die Anklage, die große! Ja?“

Er wartete auf eine Antwort. Sie aber trat an's Fenster und schwieg. Da fuhr er fort:

„Es war einmal ein Mägdelein und ein Knäbelein. Das Mägdelein war schön wie ein Märchen. Und es kam die heilige Zeit der Ostern heran, da ging das Mägdelein zum erstenmale in die Schule. Das Knäbelein aber drückte die schwarzen Bänke schon lange. Da sah der Knabe das reizende Kind. Ein Funke, ohne daß er es schon selber wußte, fing an, in seinem Herzen zu glühen und brach dann zu einem großen Feuer aus. Und wie in grauer Vorzeit auch die schönsten Heiden in ihren Wäldern ein großes Feuer brannten, das Osterfeuer genannt, so war's auch hier ein Osterfeuer, lodernd und heiß. Aufs Feuer aber das Wasser. Zu Ostern gehen nämlich die jungen Mädchen an den Fluß, um Wasser zu schöpfen und das Bild ihres künftigen Herzallerliebsten im Wasser zu sehen. Das nennt man Osterwasser. An einem Ostern aber war es auch, wo das Knäbelein und das Mägdelein von einander mußten, denn das Knäbelein war groß und stark geworden und mußte auf die Universität. Da gab's einen Abschied und große Wassertropfen rannen aus ihren beiden Augen . . . das Osterwasser war's. Und als dann abermals die Ostern kamen, da

kehrte das Knäbelein zurück, auf Besuch ins elterliche Haus . . . auch alle späteren Ostern kam es wieder. Und wie in früheren Jahrhunderten die Menschheit zur Osterzeit sich einem ausgelassenen Jubel überließ, so daß sogar die hochgestrenge Polizei dagegen einschreiten mußte, und wie man diesen Jubel die Osterfreude hieß, so gab's auch bei dem Mägdelein und dem Knäbelein, wenn sie sich wiedersehen, stets eine große Freude, die schier kein Ende nahm. Das war die Osterfreude. Und wieder vergingen die Jahre. Gar manches war anders geworden. Das Mägdelein war nun eine blühende Jungfrau, hold und minniglich, ganz wie die Frühlingssonne, die auch zu jedem Osterfest vom Himmel herabschien. Nun aber war sie allein, denn Mutter und Vater waren gestorben und eine alte, ehrwürdige Tante breitete ihren Schutz über sie aus. Aus dem Knäbelein war ein Mann der Wissenschaft geworden, nicht aber einer, wie er in den Büchern steht, ordentlich und feierlich, voll gemessener Würde, sondern, Gott sei's geklagt, das gerade Gegenteil. Ein Bummler nannten ihn die Männer, die Frauen aber einen Don Juan. Und wieder kam er zu Ostern nach der Heimath zurück. Es waren frühe Ostern, im März, und der Schnee lag noch auf den Straßen. In der Ressource gab's noch einen Ball. Die Mädchen waren alle so niedlich und hübsch . . . er tanzte mit allen. Und alsbald wußte die Stadt von seinen großen Heldenthaten zu erzählen. Die Weltgeschichte aber erzählt, daß um die Mitte des zwölften Jahrhunderts ein Theil der Christenheit mit dem andern in einen großen Streit gerieth, nämlich darüber, an welchem Datum man das Fest zu feiern hatte. Das wurde späterhin der Osterstreit genannt. Und einen Osterstreit, so schlimm und böse, ach, den gab's auch zwischen den Beiden. Sie paßten nicht zusammen, meinte sie. Er mit seinem Leichtsinne, sie mit ihrem Ernst. Erst lachte er, dann gab ein Wort das andere. Und immer heftiger ward dieser Osterstreit. Bis es so kam. Und beide gingen von einander und sie sahen sich nicht mehr. Er suchte sich mit andern zu trösten und an gar mancher Flamme entzündete sich noch sein Herz. Vergessen aber konnt' er sie, die Eine, doch nicht und wenn er an sie dachte, dann war es wieder wie Ostern. Die Marterwoche nennt man diese Woche, und dachte er an sie, die eine Einzige, so überkam's auch ihn wie eine Marter und wie ein heftiges Weh. Und weiter vergingen die Jahre. Aus dem tollen Burschen aber wurde, wie er Ihnen nun bereits versichert hat, ein gesetzter würdevoller Mann, den die Regierung sogar nach fremden Ländern schickt, auf daß er dort die Wissenschaft befördere. So viel Vertrauen hat man nun zu ihm. Und als er gestern in der Peterskirche stand, und die zwölf Flammen brannten und eine nach der andern erlosch, bis nur noch eine einzige übrig blieb, da hat auch er daran gedacht, wie alle andern Flammen, eine nach der andern, in ihm erloschen sind und wie nur eine einzige noch in ihm übrig ist, so licht und warm. Sie, Anna, Sie! Ja, glauben Sie mir's nun?“

Sie stand noch immer am Fenster. Im grünen Licht floß durch die Sparren der Marquise die Sonne. Nun war es ganz still. Nur das leise Rauschen des Springbrunnens unten auf dem Platz drang herauf. Da legte er seinen Arm um ihren Leib. Sie senkte den Kopf und sie sträubte sich nur noch ein ganz klein wenig . . .

„Anna,“ sagte er, „noch gab es einen Osterbrauch. Den nannte ich Ihnen noch nicht. Zu Ostern gingen die Menschen durch die Gassen und sie riefen: Er ist auferstanden! und die Anderen riefen da zurück: Er ist wahrhaftig auferstanden! und Alle grüßten sich dabei mit einem Kuß. Das war der Osterkuß. Anna!“

Und nun sträubte sie sich gar nicht mehr und er küßte sie auf ihre rothen Lippen mit dem Osterkuß und es war wirklich wieder um die Zeit der Ostern . . .